

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 15, I.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverfand fl. 1.60).

→ Berlin und Wien, 1. August 1899. ←

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverfand fl. 1.60).

XXVI. Jahrg.



Die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ bei den Hindu's.
Nach einer Original-Photographie.

Nachdruck verboten.

Liebe.

Novelle von Luise Westkirch.

Die Dampfseife der Ritter'schen Jute- und Flachspinnerei schrillte. Mittag. Der ohrbetäubende Lärm des Getriebes verstummte. Man hörte deutlich den Hamburger Schnellzug über die Eisenbahnbrücke rumpeln, die schwarze Brücke, die sich über die dunkle, grabenartig tiefe Straße spannte, den Himmel über ihr abschneidend, daß es aussah, als liefe sie direct in eine tiefe Höhle.

Die Räder standen. Die Arbeiterinnen im Cardir-Raume schüttelten den Staub und die Hede von ihren elenden Gewändern und den bunten Kopftüchern. Die Spinnerinnen in ihrer Gluthöhle trockneten den Schweiß von Gesicht und Hals, knöpften die Blusen zu, und nachdem sie vor den kleinen Spiegeln, die hie und da an den Rahmen der Spinnstühle hingen, über ihre Haare gestrichen hatten, holten sie die Blechgefäße mit ihrem Mittagmahl hinter dem Vorhang hervor, der auch ihre Straßenkleider barg.

Gastlich winkte der Gissaal, einladend mit seinen sauberen Tischen und Bänken, mit seinem mächtigen

harten Lebensmuth, einem unbeirrbaren Pflichtgefühl täglich Wunder von Aufopferung vollbringend.

Am Pfosten des Fabrikthors lehnte Anna Weber, die dicke Anna genannt, und schaute, die Augen mit der Hand beschattend, die enge Straße hinunter. Sie war eine Schönheit gewesen und sah noch gut aus in der Fülle ihrer fünfunddreißig Jahre, mit der energischen Nase, dem breiten Kinn voll Kraft und Gesundheit und den großen, röthlichen Augen, aus denen trotz all der Müdigkeit, die harte Jahre in ihren Blick gelegt hatten, bei jeder Gelegenheit ein Widerschein der alten Lebenslust aufblitzte.

Aus dem schwarzen Schlund unter der Brücke hervor schob jetzt ein altes Weib einen rumpligen Kinderwagen. Anna wandte sich mit einem befriedigten Nicken an eine großaugengeschluchterte Blonde, die neben ihr stand, Doris Klüber.

„Da kommt ja ja nu all.“

„Dein Loschis-Mutter?“

„Die Metten. Ja woll. — Mahlzeit, Mutter Metten. Hebt Se dat Eeten do in? So, denn is das ja fein.“

Die Alte humpelte heran, ein runzliges Mütterchen, obgleich sie kaum die Sechzig überschritten haben konnte. Aber der Dunst der Waschlüchen ist kein Jungbrunnen, und zwei ungerathene Söhne lassen jedes Jahr doppelt zählen.

Kaffeekessel, aus dem ein Kusseher den braunen Trant ausschänkte, mit seiner Kühle und seiner beruhigenden Stille nach dem tollmachenden Rauseln des Getriebes. Dennoch benutzten ihn verhältnismäßig wenige. Besonders die weiblichen Arbeiter öffneten fast sämmtlich auf Höfen, in Winkeln und Schuppen die Deckel ihrer Töpfe, schlangen heimlich, versteckt, in einer eingefleischten Gewohnheit, sich nicht in die Schüsseln guden zu lassen, ihr Wandeln und Handeln den Blicken und der Kritik der Welt zu entziehen, ihr bißchen mühsam errafftes Glück, ihr wohlgerüttelt Maß Leid, ihr Lachen und ihr Weinen.

Von denen, die hier arbeiteten, hatte jede ihr Schicksal. Es gab Sünderinnen unter der Schar und Heldinnen, und solche, die auf beide Benennungen Anspruch hatten. Es gab Weiber, die, von ihren Lebensgefährten ausgeplündert, verlassen, drei bis vier Kinder durchschleppten, ehrlich großzogen von den zwölf bis fünfzehn Mark Wochenlohn, die sie heimbrachten, ohne Klage und ohne Sentimentalität, in einem

Mutter Mette zog aus allerlei Gewirr in dem zerstößenen Kinderwagen das Blechgeschirr mit dem Mittagbrot hervor.

„Ich hab' mich gleich Wolle für ein Dupend Soden mitgebracht,“ sagte sie dabei. Sie arbeitete für ein Geschäft.

„Ja, stricken kann ja schön, Mette'ich,“ lobte die Anna. „Alles wohl zu Haus?“

„Ich denk' ja doch. Willi is schon ein' kleinen klugen Jungen, der paßt auf Trude un Ev. Un die Streichhölzer un das Messer hab' ich ihn ja weggeschlossen, un bei den Buddel für Fritz kann er bekommen.“

„Hast Du nu vier Kinner's?“ erkundigte sich Doris. „Ne, man drei. Ev is der Hilfen ihre. Is auch genug.“

„Ich hab gar keins,“ sagte Doris. Es lag Befriedigung in der Stimme. „Erst war mid's ja leid. Aber wie sich's denn mit meinem herausstellte, daß er gar nichts taugen that, un als er dann nach Amerika fortmachte, is mich das ganz recht.“

„Ich hab drei,“ antwortete Anna und sah einen elenden Trauring an ihrer rechten Hand an, auf den sie stolz war, — „un er hat mich doch sitzen lassen.“

„Ja, die Mannsbilder!“ fiel die Alte ein, öffnete weit ihren zahnlosen Mund und hob die verarbeiteten Hände. Sie konnte davon reden. Erst der Mann, dann die Söhne. —

Anna hatte inzwischen den Deckel von dem Geschirr genommen.

„Kiel mal,“ sagte Doris, „hast Du all wedder Bohnen? Ich hab' Puffer.“

An das Regensäß gelehnt, fuhr Anna mit dem Löffel hungrig in das geschmähete Gericht.

„Ja, Du kannst das woll machen,“ sagte sie gleichmüthig, neidlos. Dann gab sie Doris verstohlen einen Puff in die Rippen, um sie aufmerksam zu machen.

Aus der Thür des Sortir-Raums waren Zwei getreten, ein Mann und ein Mädchen. Der Mann in reinlichem, fast kokettem Arbeitszeug. Auffallend an ihm waren sein Haar und sein Schnurrbart von der Farbe der Hede und der Kontrast, den das ungewöhnlich leuchtende Blau seiner Augen mit den langen flächernen Wimpern bildete. Trotz dieser hellen Farben hatte das hagere Gesicht in seiner gesunden Bräunung nichts Weichliches. Eine auffallende Würde in Gang und Haltung deutete auf hohe Selbstachtung.

Das Mädchen schien eine wilde Hummel, fahrig und rasch in Wort und Bewegung, aber Anmuth lag in ihrem Lachen; Gesundheit sproste auf den rothen Wangen, in den schwellenden Gliedern; ungebroschen blühten Lebenslust und Lebensmuth aus den großen braunen Augen. Eine Siebzehnjährige war's, eine noch ohne Schicksal mit jeder Hoffnung vor sich und noch keiner Enttäuschung hinter sich. Von Süddeutschland herauf waren ihre Eltern, herabgekommene Landleute, mit ihr gezogen, wollten besseres Los suchen überm Wasser. All ihre Habe steckte in den Ueberfahrtskarten nach Buenos Ayres. Da warf auf halbem Weg der Typhus sie auf's Krankenslager, raffte einen nach dem andern hin. In der fremden Stadt blieb die Verwaiste zurück, als Erbtheil und einziges Gut die verfallenen Fahrkarten in der Tasche. Aber sie war von denen, die eine Art Stehauf in der Seele tragen. Das Schicksal hatte gut sie zu Boden werfen, liegen blieb sie nicht. Vom Grab der Eltern wanderte sie durch die fremde Stadt, ihr Bündelchen in der Hand. Wo Maschinen rasselten, trat sie ein und fragte nach Arbeit. Schon am ersten Tag war sie in der Spinnerei untergekommen. Sie hätte auch eine Stelle als Dienstmädchen annehmen können. Der Vormund, den die Stadt ihr gesetzt hatte, rieth ihr dringend dazu. Aber das war nichts für die Kathel Weidinger, die den ganzen, ungebändigten Freiheitsdrang einer kernigen Rasse in sich trug. Ein Pfälzer Bauernkind

dient nicht. Wenig verschlug's ihrem gesunden Magen, trocken Brod zu essen; mit der Mühsal spielte ihre junge Kraft. Aber über ihr Reden und ihr Thun fremder Menschen Controfe dulden, vom Morgen bis zum Abend, vom Abend bis zum Morgen sich erziehen lassen nach einem fremden Willen, nein, das gab's nicht!

„Ich mag in keinen Käfig nit, lieber Herr,“ antwortete sie dem Wohlmeinenden, „un wann er von lauter Gold wär.“

Des Vormunds Theilnahme für sie hatte sich mit diesem Rath erschöpft, er kümmerte sich nicht weiter um sie. Sie ging in die Fabrik und hatte ihre Freiheit.

Aber die Kameradinnen schauten mit mütterlicher Theilnahme auf das Mädchen, das ihnen die Verkörperung ihrer eigenen Jugend schien, eine, die den Weg ging, den sie gegangen waren, die lustig war, wie sie's gewesen waren, bestimmt, sich an denselben Steinen blutig zu stoßen, an denen sie sich blutig gestoßen hatten, und die Besseren unter ihnen hätten ihr gern die Steine aus dem Weg geräumt.

Sie sah die drei Frauen in der Ecke nicht. Mit der Hand die krausen Locken von der Stirn streichend, die feucht geworden waren im Wasserfchwaben der Raßspinnerei, lachte sie mit blühenden Zähnen den ihr folgenden Mann an.

„Ich mein', der Herr Buschwender sollt's Mittagessen kalt werden lassen wegen meiner!“ Der Jungenfall ihrer Heimat klang noch siegreich durch die Rede, ohne sonderlich aufzufallen in diesen Räumen, in denen auch polnische, schlesische und altbayerische Klangfarbe sich mit dem norddeutschen Grundton mischten.

„Es ist mein Ernst,“ antwortete der Mann. „Sie sind noch so 'n junges Ding. Allein stehen Sie auch. Wenn Sie ja einen Rath, eine Hülfe brauchen —“

„Ich dank' schön. Rath hat mein Vormund immer einen ganzen Sad voll für mich. Ich hab' aber mein Lebtag nit viel um den Artikel gegeben!“

Sie las eine Hebefloche von ihrem Aermel, blies sie in die Luft und sah ihr lachend nach.

„Ihr Vormund hat Sie nicht vor Augen. Dem geht's nicht ans Herz, was aus Ihnen wird.“

„Aber Ihnen wird's ans Herz gehen, gelt?“

Die Tolle schüttelte sich vor Lachen.

„Ich mein's gut mit Ihnen, Kathrin!“

„Wann ich auf all die Mannsbilder hätt' hören wollen, die's gut mit mir haben meinen wollen, bloß in den sechs Monaten, die ich hier bin, — da wär' ich aber gewiß verrapt.“

„Nicht wie die anderen, Kathrin. Ich mein's ehrlich!“

„Am End' thäten's mich gar heirathen?“

Seine Augen blühten auf. Es lag Born und Tropf in der Stimme.

„Ja!“

Sie lachte nur toller.

„Warum lachen Sie? Ich bin nicht schlecht gestellt. Meine achtundzwanzig Mark wöchentlich bring' ich jetzt schon heim. Bei der nächsten Vakanz bekom' ich eine Aufseherstelle, Antheil am Gewinn. Ich bring's gewiß zum Werkmeister. Der Chef weiß, daß ich zuverlässig bin. Ueberhaupt, bei uns hungert keiner, der was taugt!“

Sie hatte mit kleinen, abwehrenden Handbewegungen die Aufzählung all dieser Vorzüge und Reizungen begleitet.

„Jesse, Herr Buschwender, Sie sind zu kohligh!“

„Und Sie können nichts als lachen,“ schalt er ärgerlich.

„'s preßirt mir halt nit, Herr Buschwender, nit mit dem Heirathen, un mit dem Gernhaben auch nit!“

„Das Gernhaben wird schon kommen,“ meinte er, „aber ich seh' wohl, nicht für mich.“

„O, deswegen!“ — Sie hörte auf zu lachen, sah mit ernst gewordenen Augen den Mann vor sich an. Vielleicht fand sie, daß er nicht übel sei. Es lag durchaus keine Abneigung in dem Ausdruck ihres Blicks, freilich auch keine Spur von Härlichkeit, aufmerksames, ein bißchen mühsames Nachdenken, eine Prüfung, als wollte sie durch die blonde Maske des Gesicht's Charakter und Wesen taxiren, sortiren mit unfehlbarer Warenkenntniß wie den Flach's und die Hede-Arten drüben in der Halle. Ihre Lippen öffneten sich ein wenig, wie um ihm, der diese Prüfung ruhig Aug' in Auge über sich ergehen ließ, das Urtheil zu sprechen. Da bemerkte sie die drei Frauen im Winkel des Hofes, die über ihre Gschwirre weg sie neugierig anstarrten, und sie lachte wieder kurz auf.

„Zu dumm, die Mannsleut'! Als ob um das bißel Gernhaben die ganze Welt sich drehen thät'! Ich bin zufrieden mit mei'm einschichtigen Stand. Mir fehlt gar nix! Ich wünsch' mir auch nix! Warum soll ich mir, Euch dummen Schlankeln zu Lieb', mein Leben verderben?“

Sie trat zu den essenden Frauen, selbst ihr Blechgeschirre öffnend. „Mahlzeit, Anna! Mahlzeit, Doris!“

Hat der mich aber hungrig gemacht mit sei'm Geträtsch. Nit 'mal in Frieden essen lassen einen die Leut'!“

Anna nickte. „Ja, hinter so einer jungen, frischen Dirn' da sind sie arg her. Aber Alles was recht is: der Buschwender is der Schlechtste nicht, Kathel.“

„Mich wundert bloß, daß er eine aus der Fabrik nimmt,“ erwog Doris, in ihren Puffier beißend, „so 'n Hochmüthigen, wie der sonst is.“

„Ne, Kathel,“ mahnte Anna, „die Sach' thät' ich mir überlegen, mit dem Buschwender wird keine Frau betrogen!“

Es hatte sich noch eine Vierte zu ihnen gesellt, eine Schlesierin von der polnischen Grenze. Mager, ausgehungert war sie nach Nordwestdeutschland gekommen und hatte sich bei der besseren Lebenshaltung der dortigen Arbeiter-Bevölkerung so herausgefuttert, daß die Knöpfe ihrer Leibchen nicht mehr halten wollten. Sie bastelte auch jetzt an den zu eng schließenden, sie lösend, um essen zu können. Die seufzte:

„Ja, bei Euch dahier ist alles besser, — auch die Burschen.“

Darüber lachten die Frauen, daß ihnen die Thränen in die Augen traten.

Aber Kathrin schüttelte den Kopf. „Uff! Laßt's mich aus.“

Sie sagte nicht ihren ganzen Gedanken. Sie kannte die Geschichte der Weiber um sie her. Nichts als Schiffbrüchige auf dem Meer der Liebe. Sie gedachte ihre Lebensfahrt klüger einzurichten.

Von neuem schrillten die Dampfpfeifen. Eilig traten die Arbeiter und Arbeiterinnen an. Aus dem Ghsaal, aus Höfen und Schuppen drängten sie in den Cardir- und Hechel-Raum, in die Spinnmäle, vorüber an der schön polirten Eisenmasse des tausenden Schwungrad's, das hinter vergoldetem Schutzzitter sich drehte, stolz, als wüßte es, daß es das Herz sei des weit gedehnten Betriebs, der nur lebte und athmete durch seinen Schlag. Schon rasselten und schnirgelten wieder die unzähligen Stirnräder hoch an der Decke, auf denen die Transmission lief, die geräuschvollen Lungen des Werkes. Man hatte immer je ein Rad aus Birnbaumholz in ein eisernes greifen lassen, um den Stoß zu mildern, das Getöse zu dämpfen, doch hallten die Wände, doch bebte der Boden von ihrem Rasseln und Schnurren, dem Krachen der Hechelkämme, dem klappernden Tanz der Spindeln in ihren Rahmen. Ein Wirbelsturm von Arbeit und Leben durchhauste den Bau.

Anna und Kathrin waren in den Spinnmaal getreten. Man hatte hier das halbe Dach herausgenommen, um Luft zu schaffen. Dennoch verbreiteten die mächtigen Behälter voll auf sechzig bis achtzig Grad erhitzten Wassers, durch die der gesponnene Faden lief, eine Temperatur, die annähernd der eines Urwaldes unter dem Aequator gleichkam. Auch faßten im Eintreten mit beinahe gleichmäßigem Griff sämtliche Arbeiterinnen an den Halsauschnitt, rissen die Knöpfe ihrer Kleider auf und streiften die Aermel in die Höhe. Manche zogen auch die Fäden ganz aus, arbeiteten in Hemd und Rock, während die Tropfen ihnen von der Stirn rieselten. Ein Werkmeister trug immer neue Krüge von mit Citronen-Säure versetztem Wasser herein, an dem sie ihren Durst kühlten.

Es war kein Ort für traulichen Meinungsaustrausch. Der Maschinenlärm übertönte die menschliche Stimme, die schwüle Hitze nahm auch Blandertaschen die Redelust. Und dazu aufpassen, jede Minute, jede Sekunde, ob in der langen Reihe der bewegten Stähle eine Spindel, ob eine Haspel voll sei, die Fäden durchschlingen, Verwirrungen lösen; — stramm aufpassen, denn das Spinnen ging im Accord, die nutzlos hüpfende Spindel vertanzte Taglohn.

Dann und wann schritt ein Aufseher durch den Saal, nicht gern verweilend in der Gluth. Auch Buschwender machte sich ein Geschäft, wanderte langsam durch die Spinnmäle, obgleich sein Platz im Sortirraum war. Und die Spinnerinnen sicherten hinter ihren Stählen und warfen sich Blicke zu. Man wußte, er kam der Neuen zu Lieb, der Kathrin, die alle Mannsleute der Fabrik in Aufruhr brachte.

Kathel selbst lehrte bei seinem Nahen das Gesicht gegen die Stähle und den Rücken gegen den breiten Mittelweg. Ihr von der Hitze rothes Gesicht wurde noch um eine Schattirung röther, und während eine kleine, senkrechte Falte auf ihrer Stirn sich vertiefte, dachte sie:

„Der klebt ja wie Fliegenleim. Ich bin aber keine Flieg' nit.“

Eine Weile später kam der Raffe des Chefs herein-spaziert; der hatte gar nichts in der Spinnerei zu schaffen, denn er arbeitete im Comptoir. Dafür ging er auch nicht bescheiden durch wie Buschwender, er fühlte das Bedürfnis, sich zu unterrichten, und wandte sich

mit seiner Lernbegier selbstverständlich an die jüngste Spinnerin.

Da mußte Kathel ihm wohl das Gesicht zuwenden. Ganz unbefangen that sie's, ihn anlachend, ohne Respekt vor seiner socialen Stellung.

„Ob sie schon lange hier arbeite?“

„Lange genug, um den Brauch in der Fabrik zu kennen.“

„Ob die Arbeit ihr gefalle? genüge?“

„Tanzen thäte sie lieber, aber sie glaube, dafür würde ihr keiner was bezahlen.“

Das griff er gleich auf. Er tanzte auch gern, und die Abende habe sie ja Zeit. Ob sie zusammen tanzen wollten?

„Wenn sein Herr Onkel sie einlade, dann würd' sie ja wohl nicht ablehnen können. Sie fürchte nur, ihr Erspartes lange noch nicht ganz zu einem Ballkleid.“

„Ei, man könne auch anderswo tanzen!“

„Ja, da sei's aber nicht fein genug für den Herrn Cäsar Ritter. Und wo's für ihn fein genug wäre, da möcht's für sie leicht zu fein sein.“

Sie vergab sich nichts bei all ihrer Lustigkeit, die Schelmin. Er imponirte ihr nicht im geringsten, der vornehme Herr mit den zerstreut guckenden Augen. Sie begriff ihn recht gut. Sie war keine von den hinter hohen Gittern behüteten und gehätschelten Gartenpflanzen. Was am Heerweg aufwächst, sieht allerlei Volk vorüberziehen und lernt zeitig unterscheiden.

Es kehrten sich aber viele Frauengesichter der Wand zu in dem hohen Saal, und in das Klappern und Sausen der Maschinen mischte sich leises Weibergeflüster. Man kannte den jungen Herrn und seine Schliche, obgleich er noch nicht lange in dem Betrieb war; — wenn der „Alte“ dahinter kam, würde er auch nicht lange bleiben. Einweilen gönnte man's ihm, fest abgetrumpft zu werden.

Cäsar Ritter fing an, die Rolle, die er spielte, absurd zu finden. Die Kleine war noch zu dumm. Man mußte warten. Er hatte immer mehr als ein Ei im Feuer. Er sprach noch ein paar Worte mit einem der Aufseher, und dann bummelte er durch das Gewirr der Höfe zurück. Es war wirklich nicht der Mühe werth gewesen, darum seine gute Havanna halb aufgeraucht wegzuworfen, denn er durfte mit der brennenden nicht die Spinnerei mit ihrer Aufhäufung von Flach's und Hede betreten. Welcher verständnißlos Lummel mochte sich nun an dem Stummel gültig thun? —

Wieder schrillten die Dampfpfeifen. Halb sechs Uhr Feierabend.

Die grabenartig tiefe Gasse, die den ganzen Tag todtenstill im Sonnenschein träumte, die dunkle Wölbung des Brückenbogens füllten sich urplötzlich mit laut schwagenden und lachenden Menschen. Freunde, Weggenossen, warteten auf einander an den Hausecken, den Brückenpfeilern, schrieten einander zu, Bemerkungen, die das stummachende Getöse der Räder und Stähle erstickt hatte, Fortsetzungen eines alten Streites, gesalzene Wiße. Langsam kamen die Frauen und Mädchen aus den Thüren, sehr ehrbar, zum Theil kokett zurechtgemacht vor den kleinen Spiegelchen, die nun auf dem Grund der braunen Handkörbe ruhten; neu geordnet die vom Wasserfchwaben ausgefallenen Stirnlöcherchen, in knapp sitzenden Niedern und reinlichen Schürzen, in nichts mehr erinnernd an die von Hitze aufgelösten mit Hede und Staub beschneiten Gestalten drinnen.

Kathel trat mit den übrigen aus der Thür, mit durstigen Lungen die frische Abendluft einathmend. Im Augenblick war Buschwender an ihrer Seite.

„Wenn es Ihnen recht ist, liebes Fräulein, geh' ich heute Abend ein Endchen Weg mit Ihnen.“

Wieder der weiche Klang der Stimme, als fürchte der Mann, ihre Gehörnerven zu verletzen, die doch wahrlich abgehärtet waren vom Maschinen-Gerassel. Sie konnte diesen Klang nicht leiden. Es schien ihr etwas Müffiges, Dumpfiges drin zu lauern, etwas wie ein schlechtes Gewissen.

Sie sah ihn kopfschüttelnd an. „Du mein! Sind Sie denn schon wieder da, Herr Buschwender?“

Aber Buschwender hatte den jungen Herrn mit ihr reden sehen. Der stand auch jetzt wieder in der Thür des Comptoirs und spähte ihr nach.

„Die Tage werden schon kurz,“ sagte er mit Bedeutung. „Manchesmal is es nich gut für ein junges Mädchen, allein über die Straße zu gehen.“

Jetzt lachte sie hell heraus. „Da haben Sie aber brav zu schaffen, Herr Buschwender, wenn Sie als Fabrikers aus der Stadt sicher nach Haus bringen wollen.“

„Nix alle,“ antwortete er sanft, „bloß Sie. Sie sind fremd hier, Fräulein Kathel, und es giebt schlechte Menschen. Glauben Sie mir, es is nich alles Gold was glänzt.“

„An Manches, was kein Gold is, thut auch nit einmal glänzen!“

Er beachtete die Bosheit nicht. „Ich möchte, daß Sie meine Schwester kennen lernten, Fräulein Kathel. Sollen wir das mal einrichten? Das wär' ein Umgang für Sie. Sie würde Ihnen sicher gefallen.“

„Leicht auch nit.“

„Wiezo?“

„Gelt? Ihnen Ihre Schwester macht doch Puß?“

„Ja.“

„Nachher is es schon richtig. Die Art is sehr hochmützig und macht sich nit aus einem Fabrik-Mädel.“

„Gewiß, Fräulein Kathrin, aus Ihnen wird sich meine Schwester was machen.“

Wenn er nur nicht den Ton in der Stimme gehabt hätte! — Sie bligte ihn an mit ihren braunen Augen. Der Blick brachte ihn allemal um Verstand und Ueberlegung. — „Was schaffen's sich bloß so viel Umständ', Herr Buschwender? Niemand kann zwei Herren dienen, steht schon in der Bibel. Sie sind so'n Musterbruder, hab' ich mir erzählen lassen, so'n Familienmensch und solider Hausvater.“

„Das bin ich, Fräulein Kathel,“ sagte er, den Kopf hebend, „und dab drauf bin ich stolz. Wer nicht seine Schuldigkeit thut gegen seine Nächsten, der thut sie gegen keinen Menschen auf der Welt.“

„Nun eben! Das mein' ich ja,“ sagte sie vergnügt und hob den Finger. „Da schlägt's grad Sechß. Gehen's schnell heim. Sonst wird's Schwesterl böß!“

Er stampfte zornig mit dem Fuß auf. „Können Sie denn nicht einen Augenblick ernsthaft sein?“

„Aber ich bit' schön! Sell is sehr ernsthaft. Wenn Eins gar zu gut sein will un möcht's gern allen recht machen, nachher muß es sich völlig zerreißen. Ich will aber an so 'nem Unglück nit schuld sein, Herr Buschwender. Ich verlang' kein Stückel von Ihnen. Gehen's schnell heim zum Schwesterl.“

Das Blut stieg ihm ins Gesicht. Er lehrte ihr stumm den Rücken und lief fort. Ihr frisches Spottlachen klang ihm nach wie Elsterngeflüster.

Sie mußte noch lachen, während sie die dämmerige Straße hinunter nach ihrer Wohnung schritt, sodas ein Vorübergehender sie anredete:

„Sie sind ja so lustig, Fräulein. Darf ich Sie ein bißchen begleiten?“

Die Kathel wurde nicht 'mal böß. „Alleweil,“ sagte sie freundlich. „Drüben am Eck steht mein Batter un meine drei Brüder. Schmiedegesellen sind's all mit einander. Ich will grad fragen, ob ich soll?“

Da sie nun den Kopf zurückwandte, war sie schon allein.

Lachend lief sie weiter. Das Fabrik-Biertel lag hinter ihr. Sie mußte nun, um heim zu gelangen, eine der asphaltierten, mit Baumreihen bepflanzten, von Menschen durchwogten Hauptstraßen kreuzen. Da horchte sie auf. Eine bekannte Stimme war an ihr Ohr geschlagen. Eine Männerstimme sprach in dem weichen, lockenden Klang, den sie verabscheute; sie sprach nicht zu ihr. Einem eleganten Café gegenüber stand im Baumschatten ein Pärchen. Er hatte den Arm um sie gelegt, suchte die noch Widerstrebende dem Lokal entgegenzudrängen. In diesem Augenblick öffnete ein Heraustrretender die Thür des Café. Ein greller Strahl des elektrischen Lichts beleuchtete blickartig die beiden. Kathel erkannte Cäsar Ritter. Das Mädchen an seinem Arm kannte sie nicht; aber das Gesicht frappirte sie. Sehr blond leuchtete es unter dem zurückgeschlagenen schwarzen Schleier hervor, mit blauen Augen in ganz dunklem Wimpernkranz. Auf blaffen Wangen standen ein paar Thränen. Die ganze Erscheinung des anmuthigen Geschöpfes erinnerte Kathel an ein Gretchen im Grünen, die reizende kleine Blume, deren blaffer Kelch verschämt durch zarte grüne Schleier schimmert. Hatte der junge Herr also eine Dumme gefunden?

Noch lachend lief sie die ausgetretene Treppe zum Heim ihrer Logis-Wirthin hinauf.

In einem langgestreckten Hinterhaus lag's, in einem schmalen Gang, in dem rechts und links Thür an Thür sich schloß. An einigen nannten schmutzige Zettel die Namen der Bewohner, andere waren lahl. Hinter der dritten hauste Frau Mette mit der dicken Anna, ihren drei Kindern und noch einem Ziehkind in einer Wohnung, die aus einer Küche und einer Kammer bestand. Kathel hatte bei einem jungen Ehepaar Unterkunft gefunden, — riesig nobel, denn sie verfügte über eine eigene Kammer, in der gerade ihr Bett Platz hatte und ein paar Nägel, an denen ihre Garderobe hing. In das Bett hineinzugelangen war nur einem sehr schlanken und turngewandten Persönchen möglich, und das einzige Fenster, das etwa einen Schuh im Geviert maß, öffnete sich auf den allgemeinen Gang und war aus diesem Grunde fast beständig mit einem hölzernen Laden verwahrt.

Als Kathel den Hut an den Nagel hing, schwand auf einmal das Lachen von ihrem Gesicht und machte einem zornigen Ausdruck Platz. — Ob Buschwender jetzt auch so eine andere anflötete, da sie ihm nicht still hielt? Ueber die Mannsleut'! Einer wie der andere! Und jeder lief ihr nach, jeder wollt' ihr durchaus was zu Gefallen thun, in der habgierigen Voraussetzung, sich den kleinen Dienst mit Wucherzinsen bezahlen zu lassen. Seit ihrer Konfirmation war das so gewesen, in der Heimat, in der Fremde, immer die demüthige Sanftmuth des gezüchtigen Hundes, immer das Gleiche, trotz Spott und Verhöhnung immer dieser schmeichlerisch weiche, unnatürliche Stimmlang! Nicht mehr anhören konnt' sie ihn. Das war wie der Sonnenschein daheim über ihren paar Nackerchen. Ja, schön war der wohl, einen Tag, zwei Tage. Aber wenn er dauerte, dauerte, dauerte, Wochen, Monate lang, — wem's gefiel, dem mocht's gefallen. Die Kathel sah's nicht ungern, wenn aus wildgethürmten Wolken die Blitze zuckten, wenn der Sturm heulend in den Lehrenfeldern wühlte und der Regen niederklatschte auf Hof und Wagen, die Kirschbäume am Weg rein wusch und in Gießbächen die Weinberge hinunterschloß.

Sie ging in die Küche und langte sich die Sette saurer Milch vom Bord, ihr Abendbrod. So lang sie ledig blieb, konnte sie sich solchen Luxus leisten. An die Frauen und Mütter kam er nicht mehr. Im vollen Bewußtsein ihrer bevorzugten Lebenslage löffelte sie ihr Lieblingsgericht.

Aber ein Drittel ließ sie zurück, trat an die Thür und rief Anna's Trude herein.

„Gelt, schled' auf, Du!“

Das Kind ließ sich nicht zweimal mahnen. Ey, die Fremde, die mitgetorkelt war, stand stumm mit sehnsüchtigen Augen. Da holte Kathel aus ihrem Bettstroh einen Augustapfel, den einer ihrer Verehrer ihr geschenkt hatte, und drückte ihn dem auffauchenden Kind in das Händchen.

„Ja, so lang Eine ledig bleibt!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Roßdruck verboten.

„Es war einmal!“

Eine ernsthafteste Plauderei von P. G. Heimö.

„Es war einmal!“ So fangen ja die Märchen an. Und wenn es so hieß, dann leuchteten unsere Augen, als wir kleine Kinder waren, und die jungen Herzen fingen an, schneller im Glück seligen Genießens zu schlagen. Und „es war einmal“; zum anderen ein Wort, bei dem denen, die sich ritterlich und mannhaft durchs Leben geschlagen, die Augen feucht werden können; beim Zurückdenken an die Kampftage, an denen wir uns die Narben geholt, von denen dann und wann manche noch jetzt brennt und schmerzt; beim Zurückdenken an so manchen und so manche, die neben uns auf der Walfahrt geblieben; beim Zurückdenken an so manches Glück, das am Wege verwehte, so manchen Traum, der nie Wirklichkeit ward, so manche Hoffnung, die in Trümmern ging. „Es war einmal“; der Grundton zu dem Liede:

„Ich habe geliebt manch' schönes Kind
Und manchen braven Gefellen.
Wo sind sie hin? — Es brauset der Wind,
Es schäumen und rauschen die Wellen!“

„Es war einmal“; die tiefgehende Melodie zu dem Worte:

„Die theuren Eltern beide,
Der stillzufriedene Sinn,
Der Kindheit Lust und Freude:
Alles dahin — dahin!“

„Es war einmal“; die deutsche Uebersetzung des Wortes eines der sieben Weisen Griechenlands: „Panta rhei“, d. h. „es fließt alles dahin!“ Ein tiefesinniges Wort! An uns vorbei rauscht der mächtige Strom des Lebens; bald brausend und brandend, bald rieselnd und spülend und murrend. Und wir stehen am Ufer und schauen zu, während der Strom unsere Fäße neigt. Da treibt es an uns vorbei auf den Fluthen: mächtige, entwurzelte Stämme mit gewaltigem Gezweig; und wir meinten, sie müßten ewig stehen; liebliche, farbenleuchtende Blumen, fortgerissen im Wirbel und Strudel, süßduftende Blüten, abgerissen und gebrochen vom wüthenden Sturm oder geknickt von frevelnder Hand, oder vom Reif getödtet in der Frühlingnacht: „Es war einmal!“ Und aus der Tiefe des murrenden Stromes klingt es wie eine Stimme: „ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras; er blüht wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber geht, ist sie nimmer da, und ihre Stätten kenne sie nicht mehr!“ — Und morsches Gebläse von zusammengebrochenen Ruinen, die der Strom unterpült und hinabgerissen hat, treibt vorbei, und allerhand unedles Geräth, das vorüberwirbelt, und unbedeutlich erkennbarer Plitter; hier ein Brief und dort ein Bild, heraufgetragen und hinabgerissen wieder vor unseren Augen. Und weiter und weiter neigen wir uns über den rauschenden, flüsternden Strom: fremd und fremder wird's, was er an uns vorbeiführt, und fühler der Haut aus dem Strom; viele von denen, die über und unter uns an seinem Ufer standen, sind schon hineingefunken und hinausgetragen ins Meer der Ewigkeit, und endlich sinkt auch unter uns selbst die Scholle, die unterpülte, auf der wir standen, und wir tauchen unter im Strom der Zeit, und die am Ufer stehen, sprechen: „Es war einmal.“ — Und so geht der Strom durch die Jahrtausende hin — und wird so weiter rauschen bis — ja, bis wann? Wann wird's

einmal ganz heißen mit dem ersten Blodenschlag der Ewigkeit: „Es war einmal?“ Und mit dem zweiten Schlage: „Ja, es ist alles neu geworden?“ Denn der Dichter sagt es ja auch:

„Ein rechter Strom bricht immer
Ins ewige Meer hinein!“ —

Da streiten sich die Gelehrten, ob Schliemann's Troja die echte, alte Stadt des Priamos gewesen, und ob der Goldschatz auch sein Königsschatz war. Das Gold selbst aber aus uralten Tagen ist da und kann nicht weggestritten werden. Und das ist eigentlich die Hauptsache. Manche Schicht mußte ausgegraben und viel Schutt bei Seite geschafft werden, bis das alte, lautere Gold denen, die gruben, entgegenleuchtete, und sie staunend und jubelnd sprachen: „Es war einmal!“

Es geht uns allen nicht anders. Wie wir älter werden, da häuft sich auch in unserem Leben Schicht auf Schicht, und Staub und Vergänglichkeit und Vergessen verhält und verschüttet uns allmählich das, was einmal unsere Freude, unser begeistertes Glück, unseres Lebens Inhalt war. Und so thürmt es sich unter uns von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und wir steigen höher und höher auf dem Schutt- und Scherbenhügel; unser Blick wird weiter, unser Denken ruhiger, unser Sehnen stiller. Aber da saßt es uns eines Tages, wir wissen es selbst nicht, warum; saßt uns mit mächtiger Kraft, der nichts widersteht, und wir greifen zu Karst und Spaten der Erinnerung und fangen an zu graben, immer tiefer durch alle Schichten, und plötzlich leuchtet's uns entgegen, funkelnd, goldig glänzend, unvergänglich: das, was echt war aus jenen Zeiten der seligen Vergangenheit; und wie ein tiefer Wehmuthston zittert es hin durchs Herz, wie hier ein goldener Becher aus Jugentagen und dort der Schädel von Hamlet's Kirchhof uns vor die Füße rollt:

„Gleich einer alten, halbverklung'nen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf!“

Aber für Schatzgräber ist Mitternacht die rechte Stunde. Und stille, ruhige, nächtliche Zeiten, in denen das laute Leben um uns ruht und schläft, das sind auch die besten zu solchem Werk des Grabens. Und die Schatzgräber sollen schweigen! Es ist nichts mit dem Aeden und Kennenlernen und dem leichtesten Geschwätz in so ernsten Stunden. Da faltet einer nun still die Hände um den Spaten und fürchtet sich nicht vor dem Jauber der Mitternacht und nicht vor dem stillen Weben der Geister. Er kennt sie ja alle, und wie sie um ihn aufstehen und mit tiefen Augen ihn anschauen und mit der stummen Frage: „Kennst du mich noch?“ da wird's ihm gar vertraut und warm, und er nickt ihnen zu: „Ja, ich kenne Euch! Und ich habe Euch lieb, ob ich auch Euch vergessen wähte. Und nun haben wir uns wieder gefunden.“ „Es war einmal! Gott sei Dank; ja!“

Und den Becher und den Schädel die nimmt er sorgsam auf und nimmt die Reliquien aus alten Tagen mit ins Leben hinein.

„Es war einmal!“ Unter all' den bekannten Gesichtern, die um uns her stehen, bekannt aus alten Tagen, da ist eines, das kennen wir gut. Wir kennen's von Jugend auf. Wenigstens die meisten thun das. Und ich glaube nicht, daß es einen giebt, der es gar nicht kennt; oder Eine gar? — das ist ein ernstes Gesicht; oft finster und furchtbar zu schauen. Und viele, die es zuerst sehen, die erzittern davor und bergen bang das Gesicht. Aber je öfter man's sieht, desto edlere Züge lesen wir auf dem ernsten, blaffen Antlitz. Und sehen wir's täglich gar, — ja, eine bange Scheu werden wir nie los, aber es ist doch auch wie ein geheimes Band, das uns mit ihr verbindet: „du meinst es doch gut mit uns, wie still dein Mund, wie unerbittlich dein Blick auch ist.“ Die Gestalt, sie zieht mit uns ein und begleitet uns auf dem Wege; sie geht mit uns zu Schiff und steigt mit uns zu Noß; das wußte schon Doraz. Sie wohnt mit uns Thür an Thür. Und oft thut die Thür sich auf, und ernsthaft nicht sie uns zu, und sie schreiet still hindurch und setzt sich mit uns an den Tisch, und sitzt still und ernsthaft und unerfütterlich neben unserem Bett, und wir bitten wohl: „Geh fort! laß' mich, ich möcht' jetzt Frieden haben!“ und sie antwortet: „Ich darf noch nicht!“ — Das ist die Sorge! — Wenn Paul Gerhard sagt, und mit ihm viel tausende zu allen Zeiten:

„Was ist mein ganzes Wesen
Von meiner Jugend an
Als Ruh' und Noth gewesen?“

da klingt das: „Es war einmal — und ist noch!“ wie ein Lied so profundis; aber es kann doch nach lieblicher Melodie gehen, nach der alten: „Befehl Du Deine Wege!“ — Und ist gar die Großmutter am linden Herbstabend unter den Enkelkindern und erzählt aus ihrer Lebenszeit, und die Enkelinnen hören von Leid und Kampf und Thränen und Sorgen, bis die Ahne endlich das graue Haupt hebt und freudig in den goldigen Himmel hineinblickt, aus dem es herleuchtet wie aus dem Lande des Friedens, und dankend spricht: „Doch um den Abend ward es Licht, und die Sorge ging zurück zu Gott!“ Dann sagen sie wohl leise: „Ja, Großmutter, — es war einmal! Gott sei Dank!“

Roßdruck verboten.

Zur Mitternachtsonne.

Von Dr. Franz Oppenheimer.

rauschen auf Deck bläst ein eisiger Nordsturm, und gerade entgegen. Trübe Nebelschwaden hängen am Himmel, lassen keinen einzigen Stern hindurchlugen und hängen herab bis tief auf die flachen, schwarzgrauen Schären, zwischen denen uns der „Claf Ayre“ in laufender Fahrt dahinführt; es ist die erste Stunde in diesen wunderherrlichen Reisetagen, wo es kein Verbrehen am heiligen Geiste der Schönheit ist, sich in die Kajüte einzuschließen und Papier zu schwarzzen, statt draußen auf dem Promenaden-Deck zu weilen, in unerfülllichem Genuß aller der Pracht, die uns hier umgiebt. Bis heute aber wagte man kaum zu schlafen, um nichts, gar nichts zu veräumen.

Vier kurze Tage erst sind wir unterwegs, und schon fühlt sich der Geist beinahe verwirrt, wenn er zurückstehend auch nur die Höhepunkte der fast zu starken Eindrücke sich wiederholen,

sich wiedererschöpfen soll! Und schien doch jeder unverföschlich und unverlierbar!

Dienstag Nacht mit dem Schläge der Geisterstunde war unser braver Olaf am Strand-Luoi in Hamburg die Taut los und feuerte elsbwärts. Wir winkten ein letztes Mal zurück und suchten dann unsere Kojen auf. Die weiße, weiche Wollbede schmiegte sich mollig um unsere Glieder, und der liebe Morpheus durfte kommen, wenn er wollte. Es lag sich gar so behaglich in dem schmalen Kasten auf der elastischen Sprungfeder-Matratze, vor jedem unberufenen Lichtstrahl, der durch das runde Fenster hätte fallen können, durch eine dicke Gardine geschützt. Aber Morpheus wollte lange nicht. Erst muß

schneeweißen Schaumkronen auf dunkelgrünen Wogenköpfen, das freie Meer, — die Nordsee.

Hei, ein Fahrtwetter, wie ein Maler und Dichter es sich nicht besser wünschen könnte. Steif blies uns ein grimmtiger Boreas entgegen, so unwirsch, daß man nur im Schutze der Deckaufbauten feststehen konnte, aber oben wölbte sich ein Himmel, wolkenlos, wie er nur je über des Homeros Heimat gelacht, tiefblau und weit, wie ein Herz, das Ferien hat und sie genießt. Das war so lustig und so stark, eine nordische Fröhlichkeit, die alle Kräfte spannt.

Aber, aber...! Die See war sehr „grob“, sodah alle Portholes verschraubt und alles nicht Niet- und Nagelfeste auf

dieselben fichtenbespannenen Blöcke, derselbe graubüsterer Grundton der ganzen Landschaft, dieselben Formen des Urgersteins, dieselbe wundervolle, blaugrüne Farbe der Wasserfläche! Nur, daß dies Wasser Salzwasser ist, Thalatta, und kein stiller Hochsee im Alpengebirge!

Hinter uns schwärmen die Möven. Die lieb' ich ihren Flug, der den kleinen, runden Körper so herrlich auf breitgelappten Flügeln wiegt! „Ach, wer das doch könnte, nur ein einziges Mal!“, das Kinderliedchen kommt mir immer in den Sinn, wenn ich diese elegantesten unserer Segler neidisch beobachte. Wie sie auf dem Winde schwimmen, mit rasenden Fittichen wie ein Schwimmer, der sich auf dem Rücken ausruht, wie



Auf der Fahrt zur Kirche. Nach dem Gemälde von J. J. Garate.

sich der Passagier an das taktmäßige Stampfen der Schraube gewöhnen und auch an die ebenso taktmäßigen Erschütterungen, in die sie bei jeder Umdrehung den ganzen Schiffskörper versetzt. Aber das ist das Schlimmste nicht. Denn jeder ununterbrochene rhythmische Sinnesindruck schläfert bekanntlich allmählich ein, und wenn die Schnarcher nicht das Laster hätten, von Zeit zu Zeit zu pausieren, so wären sie als Schlafkameraden weit weniger gefährdet. Schwerer aber gewöhnst Du Dich an das Raseln der Steuerungslette, die in ihrer Rinne auf Deck gerade über Deinem Kopfe ihre Musik macht. Du denkst, sobald ihr heiseres Lied ertönt, jedes Mal an Einbrecher, die Dir aus Portefeuille wollen, und träumst dann schließlich, wenn Du endlich eingeschlafen, von seufzenden Gespenstern, die ihre Kette rasselnd hinter sich her schleifen. Aber auch daran gewöhnst Du Dich, und dann ist es Dir sogar ein tröstliches Zeichen, daß da oben auf der Kommando-Brücke, während Du ruhst, ein Braver Wacht hält, der Dich sicher durch die grauen Bluthen leiten wird.

Nach kurzen Stunden weckte mich die Pflicht. Ich wollte unter feinen Umständen den feierlichen Augenblick verschlafen, in dem unser Dampfer aus dem süßen ins salzige Wasser hinübergleitete. Lange vor fünf Uhr war ich auf Deck, als gerade Cuxhaven in Sicht kam. Von der „glistgrünen“ Küste, von der sich knallrote Fingeldächer im hellen Morgensonnenlichte so wirkungsvoll abhoben, als hätte ein ganz Moderner die „Stimmung“ erfunden, schoß ein kleiner tapferer Dampfer auf uns zu: „Alte Liebe“ stand in großen Goldbuchstaben auf seinem Steven. Unsere Schraube stoppte einen Augenblick, das Dampfgeräusch schwenkte elegant längsleits, und über unsere Brustwehr schwang sich rüstig wie ein Jüngling ein Riese im Gelrod, dessen graugelber Bart im Nordwind flatterte, der Loote, der uns elsbwärts geführt. Die „Alte Liebe“ verließ uns, und vor uns lag, glitzernd und funkelnd im Sonnenlichte, mit

Deck angebunden wurde, — und unser „Olaf“ ist ein braves, schnelles und schönes, aber doch nur ein kleines Schiff, noch unter tausend Tonnen! Wären wir auf einem der Riesendampfer gewesen, die den transoceanischen Verkehr vermitteln: wir hätten uns wohl kaum um die „Grobheit“ des Herrn Poseidon gekümmert. Aber so machte unser Schifflein vor jeder Welle erst ein Männchen, wie der Hase, und dann eine tiefe, respectvolle Verbeugung. Der Seemann nennt das „Stampfen“. Die Spritzwellen schlugen vorn über das Bugspriet und wuschen das Deck so sauber, als wäre der Olaf ein italienisches Boot, das solche Reinlichkeit sehr nötig zu haben pflegt, und nicht ein norwegisches, bei dem sie ebenso überflüssig ist. Und dann begann die uralte Tragi-Comödie. Ein früher Aufsteher wurde lächelnd und opferte dem zornigen Meerogotte, noch ehe Helgoland in Sicht kam. Er brüllte mitleiderregend. Böse Beispiele verderben gute Sitten! Was an Bord war, mit wenigen Ausnahmen, folgte dem Unglücklichen. Auch mich schützte nicht Leukothoa, die Gütige, doch kam ich mit einem blauen Auge davon. Sechsdreißig Stunden fastete und vierundzwanzig Stunden schlief ich, während rings in allen Kajüten das Unheil wüthete, wie die böse Fama erzählt.

Als ich am Morgen des Donnerstages, ausgeschlafen und mords hungrig, auf Deck kam, hoben sich zur Rechten niedrige, schwarzgraue Massen aus dem Meere: die Westküste des norwegischen Festlandes. Der schmale, grüne Streifen davor muß gute Weide sein, denn auffallend zahlreich schimmern die rothen Fingeldächer herüber, hier einzeln, dort in Dörfern vereinigt. Signal-Stationen, weiße Häuser mit einem kleinen Turm, sichern überall die Fahrtstraße zwischen der Küste und den Inseln davor. Allmählich heben sich die Berge höher, lange, dunkle Kuppen, mit grünen Flecken gemustert, auf denen bunte Punkte sich bewegen: weidendes Vieh. Die Ähnlichkeit der Landschaft mit einsamen Hochthälern der Central-Alpen ist verblüffend:

sie dann mit ein paar Schlägen uns wieder einholen, schwenken und niederstoßen, um im Fortstößen über die sprühenden Wellen das Stück Brod zu erbeuten, das wir ihnen hingeworfen: das zu sehen kann ich nie müde werden. Aber wir drehen rechts, ostwärts. Die böseste Stelle der ganzen Meerfahrt, den Celerfund, passiren wir ungestraft, ohne neue Opfer, weil wir Landwind haben, und während wir unten im Speisesaal am „reichlich bereiteten Mahle“ unser Herz erfreuen, läßt unser „Olaf“ schon wohlbehalten ein in unseren ersten Hafen, die alte Königsstadt Stavanger.

Unser erster Weg galt natürlich der Domkirche, deren altes, romantisches Hauptschiff noch auf ungeheuren, plummen Rundsäulen aus grauem Granit seine Rundbögen aufstützt, während der viel später angefügte Chor die schlanken Säulenbündel und spitzen Bögen der späten Gothik zeigt. Für die Thurmhelme hat augenscheinlich auch hier, wie so oft in allen Herren Ländern, das Kleingeld nicht gelangt. Ob die Opferwilligkeit nachgelassen oder die allgemeine Wirtschaftslage sich verschlechtert haben mag: genug, die großartig geplanten Kathedralen blieben vom fünfzehnten Jahrhundert an unvollendet liegen, — auch unser Kölner Dom, — oder erhielten einen dürftigen, provisorischen Abschluß. So ist es auch den Dombaumeistern von Stavanger ergangen, und sie gehorchten schließlich mehr der Noth als dem eigenen künstlerischen Triebe, als sie die gewaltigen Zwillingsthürme mit den häßlichen Dorfkirchenhelmen deckten. Solch alter Bau predigt ganze Bände Kultur-Geschichte, und nicht immer erfreuliche Dinge.

Unter solchen Umständen soll sich der kluge Wanderer von der Kultur zur Natur wenden, die immer Erfreuliches zeigt für den, der die rechten Augen dazu mitbringt. Das beherzigten wir denn auch und stiegen durch die heiße, für unsere nordländischen Erwartungen verblüffend heiße, Mittagssonne hinauf zum „Baalandspigen“, einem Hügel, auf dem die Stadt Stavanger



Der Buarbrae-Gletscher bei Odde.

ihre Trinkwasser-Reservoir errichtet hat. Der Blick von der freien Höhe lohnt tausendfach den Schweiß. Nördlich unter uns streckt sich, dem Blicke unermesslich, der tiefblaue Stovanger-Fjord landeinwärts nach Osten, der Schauplatz jenes stolzesten Seesieges, in dem Harald Haraager (Schönhaar) seine letzten Nivalen überwand, um auf den Trümmern ihrer Macht das Königreich Norwegen zu errichten. Ein unendlicher Kranz von Hügeln und Bergen umzieht im Norden, Osten und Süden das gewaltige Amphitheater, drei, vier Reihen von Berg-Coullissen, eine immer höher, eine immer blaustufiger als die andere, die entferntesten weithin mit leuchtendem Schnee bedeckt, ein Bild großer, freier, ernster Anmuth! Und im Westen, über zahllose Inseln fort, die es rahmt, wie das Gold die Juwelen, leuchtet funkelnd der matte Silberpiegel der See.

Auf den steilen Bergstraßen ging's dann wieder hinab zum Steamer, und wieder glitten wir hinaus, nordwärts, dem Ziele unserer Sehnsucht entgegen. Wir biegen in den breiten Bude-Fjord; er verengt sich, zwischen zwei schwarzen „Nasen“ fahren wir hindurch, an stillen Inseln geht es vorbei, auf denen kein Leben ist, als die rastlos nagenden Wellen, die sie erklimmen und wieder zurückgleiten, und ein paar ruhende Räden. Rechts am Strande erscheint eine Ortschaft, viele weiße und rothe Häuschen, eine stattliche, weißgetünchte Kirche, alles grün von Birken umbuscht, grüne Weiden und junge Felder umher. Auf der Landstraße hinter dem Orte, — Dagehund nennt ihn der erste Offizier, — sitzt ein, nein zwei, drei flinke Nadeln vorüber, ein paar Fischerboote gleiten mit vollen Segeln über die bewegte Fluth, andere schlafen am Strande. Und wieder kommen wir in breiteres Fahrwasser und schauen besorgt auf eine blaugraue Dunstmasse, die vor uns den Horizont sperrt. Wir sind heran, fahren hinein und stecken in lichtem Nebel, der uns von allen Seiten einhüllt; die Sonne kämpft mit ihren goldenen Pfeilen heldenhaft gegen den Nebelriesen, ein echt nordisches Bild! Bald erscheint sie blutroth, als habe sie die Todeswunde empfangen und verströme nun ihren Lebenssaft, dann



Hochzeitszug auf dem Hardanger-Fjord.



Stavanger in Norwegen.

wieder bleich und grau wie ein Sterbender, und dann ist sie ganz verschwunden. Haben die Thurfen gefiegt? Ist die lichte Sonne todt, und bricht nun die Götterdämmerung herein, zieht Auspili heran, die letzte Katastrophe, der Weltbrand? Kalt, düster, bleiern liegt die See, so weit unser Blick sie erreichen kann, und ein feuchtkalter Wind durchfröstelt uns bis ins Mark. Aber nein! Dort erhebt sie wieder, die Lichtbringerin; ihre goldenen Pfeile dringen zu uns, sie bleibt Siegerin, und lachend, erwärmt bis ins Herz hinein, finden wir uns wieder auf blauer See, unter blauem Himmel. Hinter uns, im ungeheueren Bogen von Schäre zu Schäre gespannt, liegt die Nebelwand, die wir durchfahren; sie klebt an den Fels-spitzen fest, kann uns nicht folgen. Und weiter nordwärts geht die triumphirende Fahrt. Alle guten Aken von Balhall sind mit uns im Bunde.

Alle Passagiere sind auf Deck, jener unglückliche Kranke, der den Po-seidon gar so laut um Gnade angefleht, das liebe Prager Pärchen, das seine Hochzeitreise nach zwei Jahren nachholt, ein paar Aerzte, zwei junge Lieutenants, ein Regierungsrath, ein paar norwegische und schwedische Diplomaten, o tutti quanti. Es ist wie beim Osterpaziergang im „Faur“. Was auf offener See „in der Kajüte quetschender Enge“ sich verborgen, das ruhige Wetter „hat sie alle ans Licht gebracht,“ auch die Frauen, die als stille Dulderinnen ihr Elend verborgen hatten. Jetzt sind sie alle droben, alle in gleichem Entzücken, alle in gleicher unersättlicher Schaubegier. Denn der Gebirgskranz zur Rechten ist wahrhaft wunderbar. Ueber hohe, dunkelblaue Berge her leuchtet der Gipfelboom des riesigen Folgefond-Gletschers zu uns herüber, des vierzig Kilometer langen Eisbedens, der dem ganzen Hardanger sein Gepräge giebt. Denn wir sind jetzt im äußeren Hardanger-Fjord, der Perle des südlichen Norwegens. Das spiegelt sich alles in einem fast wogenlosen Meere, das wie milchweiße Seide schimmert, und in dem der hochstehende Halbmond eine breite, zitternde Lichtbahn zeichnet!

Ein Dampfer gleitet vorbei, Lücher winken, lustige Grüße schallen herüber und hinüber. Die lange Rauchfahne hängt bewegungslos in der stillen Luft.

Die Sonne sinkt allmählich hinter einen Berggründen, aber es bleibt hell, wie am Tage; ein schweigender Mann liegt auf seinem Korbstuhl und

liest eifrig. Da fällt es endlich einem ein, nach der Uhr zu schauen: Tableau, es ist halbzwölf Uhr nachts!

Das Staunen ist grenzenlos. Man hat so viel von den „hellen Nächten“ des Nordens gehört und gelesen; aber das hat man sich doch nicht vorgestellt! Man hat an eine Helligkeit geglaubt, wie sie etwa eine elektrisch beleuchtete Großstadtstraße zeigt; aber an ein Licht, das bis Mitternacht, — und wie lange noch? — zum Lesen völlig hinreicht, hat man nicht geglaubt. Und jetzt beginnt man erst, sich zu orientiren. Man stellt am Kompaß fest, daß die Sonne nicht ordnungsmäßig im Westen, sondern im Nordwesten verschwunden ist, und man beobachtet, daß der leuchtend helle Schein am Horizont allmählich immer weiter über Nord nach Ost rückt. Aber schließlich können wir die ewige Nacht nicht abwarten, um uns nach dem ewigen Tage gründlich auszuschlafen; wir „reißen uns also blutend los,“ wie Ritter Loggenburg, und kriechen in unser Kojen, nachdem wir das Fenster sorgfältig verhängt haben, um wenigstens künstliche Nacht zu haben, — um Mitternacht!

Wie wir morgens erwachen, liegen wir vor Odde am Sjør-Fjord, einem langgestreckten, nach Süden abzweigenden Arme des Hardanger. Das berühmte Touristen-Resort liegt im blendendsten Sonnenschein vor seinem wundervollen Gebirgshintergrund. Nach dem opulenten Frühstück, — auf dem „Olaf Kyrr“ ist jede Mahlzeit opulent, aber am erstaunlichsten seine kalte Küche, der berühmte „Sexa“ Schwedens, — also nach dem Frühstück trägt uns das schmude Boot an Land, und wir haben ein paar Stunden Zeit für den Besuch des „Laate-Fos“.

Norwegen hat die prächtigsten Wasserfälle der Welt. Ueberall ist ein „Fos“ (Wasserfall), bei dem man in der Schweiz ein Hotel erbauen und für dessen Besichtigung man im Harz hohes Eintrittsgeld erheben würde. Hier beachtet man nur die allerherrlichsten Exemplare, die nicht nur hoch, sondern auch wasserreich sind, und selbst von diesen erhalten nur wenige den Stern im Baedeker, der Unsterblichkeit verleiht. Das Bessere ist eben der Feind

sagte er. Ich schwieg und sah mich um; aber diejenige, deren eigenartige Schönheit es mir angethan hatte, war verschwunden. Da kam mir ein Gedanke. Ich werde vorangehen, sagte ich. Wohin? fragte mein Vater. Einpaden! Ich werde Dich begleiten, fügte er im trockensten Tone hinzu. Meine Hoffnung, eine freie halbe Stunde zu gewinnen, um den Spuren der schönen Fremden zu folgen, war also vereitelt. Ich stand wie erstarrt und hätte vor Wuth weinen mögen.

„Und Sie verlassen Venedig, ohne irgend etwas erfahren zu haben?“
„Nein, doch nicht. Des Abends, einige Stunden vor der Abreise, als ich beim Abendbrod saß, oder richtiger, zufah, wie mein Vater aß, kam ein Theaterdiener athemlos mit einem Briefe angestürzt.“

„Von Spiritus indocilis?“
„Ja, von ihr. Ich bin auf Ihre Vorschläge nicht eingegangen, schrieb sie. Zu welchem Zweck sollte ich mich entscheiden, da auf keinen Fall irgendwelche Schritte zur Förderung unserer Bekanntschaft gethan werden könnten. Da der Zufall es jedoch wollte, daß wir uns heute trafen, und Sie mich ansahen, als wollten Sie fragen: Sind Sie es? so will ich Sie nicht im Zweifel lassen. Ich war es. Ich befand mich unter denen, die mit Ihnen vor Tintoretto's Paradies standen, und trug einen rosa Hut. Wenn Sie diese Zeilen erhalten, bin ich nicht mehr in Venedig. Wer ich bin oder wohin ich gehe, wäre unnütz, Sie wissen zu lassen. Im übrigen können Sie mir aufs Wort glauben, daß ich ein sehr eigenthümliches Wesen bin, wesswegen mich eben mein Vater auch Spiritus indocilis nennt. Noch einmal, lassen Sie sich nicht entmuthigen, sondern vertrauen Sie Ihrem Genius. Unter denjenigen, die sich Ihres späteren Ruhmes freuen werden, befindet sich auch Spiritus indocilis.“

Die Verfassung, in der ich mich nach der Lektüre dieses Briefes befand, entging meinem Vater nicht —

„Wollte er ihn lesen?“
„Das nicht. Er fragte nur mit einer gewissen Ironie, ob das Schreiben von einem Gläubiger käme. Als ich ihm schwur, daß er sich hierin irrite, erwiderte er nichts mehr, aber ich hörte, wie er vor sich hinbrummte: „Dann ist es von einem Frauenzimmer, ein Grund mehr, um abzureisen! Ach, wenn ich jetzt statt meines, wenn auch guten, so doch gestrengen Vaters, meine Mutter an meiner Seite gehabt hätte! Sie, mit ihrem weiblichen Scharfsinn, würde nicht einen Augenblick im Zweifel gewesen sein, daß es sich um eine Frau handelte. Man mußte mir meine Leidenschaft vom Gesicht ablesen. Denn die vage Schwärmerei, die sich meiner nach dem ersten Briefe von Spiritus indocilis bemächtigt hatte, war jetzt, nachdem ich sie in ihrem ganzen Zauber erblickt hatte, zu einem wahren Liebestaumel geworden.“

„Im Ernst?“
„Ja, im Ernst. Ich reiste gern aus Venedig ab, hatte doch auch sie es verlassen, und wankte mir doch die Hoffnung, sie irgendwo anders zu treffen. Aber dies war eine Täuschung. Und so kam ich, ihr Bild im Herzen, zu Hause an, wo meine gute Mutter über mein schlechtes Aussehen und meine Aufgeregtheit sehr erschraf. Ich erzählte ihr alles.“

„Und was sagte sie? Ich bin neugierig, was sie von dem sonderbaren Abenteuer hielt?“
„Zuerst hatte meine Mutter eine gewisse Zärtlichkeit für das Mädchen, das einen Unglücklichen trösten wollte; aber später, vielleicht um mir eine hoffnungsvolle Liebe auszusprechen, sagte sie eines Tages sehr ernsthaft: „Weißt Du, mein Sohn, je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr überzeuge ich mich, daß Du Dein Herz an eine Kokette gehängt hast —“

„! aber das —“
„Ich protestirte natürlich auf das heftigste, aber sie beharrte dabei mit ihrer gewohnten Ruhe: „Nein, Ludwig, ein ernsthaftes Mädchen wagt es nicht, das Herz eines Mannes zu entzünden, ohne sich um den Brand zu kümmern, der daraus entsteht.“

„Und Sie, Herr Professor? Schwiegen Sie bei dem Urtheil über Ihre Schöne?“

„Nein. Monatlang suchte ich meine Mutter zu überzeugen, daß sie unrecht hätte, und Monat für Monat setzte ich meine Anbetung für Spiritus indocilis im geheimen fort.“

„Und später?“

„Dann habe ich meine Hoffnung, sie je wiederzusehen, aufgegeben. Es kamen neue Interessen. Ich entsagte der Kunst, für die ich nicht das geringste Talent besaß, und widmete alle meine Kräfte dem Studium, in welchem ich mir später einen Namen erwerben sollte. Oft denke ich, ob sie wohl noch lebt und an den ausgepflanzten Versäuer von „Graf Hugo“ denkt. Und manchmal möchte ich die Hälfte von all dem vergänglichem Ruhm hingeben, wenn ich sie noch einen einzigen Augenblick wiedersehen könnte!“

„In der That?“

„Ja, Gräfin! Sie so wiedersehen, wie sie damals vor fünf- undvierzig Jahren im Palazzo Ducal vor mir stand.“

„Damit dieser Wunsch in Erfüllung ginge, hätten Sie zu der Zeit leben müssen, als es noch Feen gab!“

„Da haben Sie recht! Aber andererseits, was hätte ich davon, sie so zu sehen, wie sie heute aussieht, wenn sie überhaupt noch lebt? — Könnte sie je dem Wilsbe gleichen, das meine Phantasie festhält? Was wird aus den wundervollen blonden Locken, den großen ausdrucksvollen Augen geworden sein? Wer weiß, wie viele Linien und Runzeln die weiße Stirn jetzt zeigen mag?“

„Aber erlauben Sie!“ warf die Gräfin etwas scharf dazwischen. „Und glauben Sie denn, daß Spiritus indocilis sich viel daraus machen würde, Sie wiederzusehen?“

„Nicht im geringsten!“ antwortete der Professor lächelnd, obgleich die brüste Frage seiner Zuhörerin ihn etwas in Erstaunen setzte. „Ich bin jetzt fünfundsiebzig Jahre alt, und damals war ich zwanzig, schlank und mager, während ich jetzt anfangs, recht stark zu werden; damals hatte ich wundervolles Haar, und jetzt sehen Sie eine kahle Platte. — Es ist also besser für beide Theile, die Vision von vor einem halben Jahrhundert bleibt ungestört!“

„Aber eines haben Sie nicht bedacht,“ bemerkte die Gräfin. „Sie haben Ihre Illusionen bewahren können, weil Sie niemals den wahren Namen von Spiritus indocilis erfahren, aber ist sie selbst etwa in der gleichen Lage? Sie, Herr Professor, würden Ihre alte Flamme, wenn Sie sie heute träfen, nicht erkennen, während Spiritus indocilis, da sie Ihren wahren Namen wußte, Sie entdecken könnte.“

„Armer Spiritus indocilis!“
„Vielleicht hat sie Sie unter ihren Augen alt werden sehen!“
Der Professor sah sich umher: „Sagen Sie mir die Wahrheit, haben Sie den Schlüssel zu dem Räthsel?“
„Ja! Wie kommen Sie darauf?“
Die Glocke für die table d'hôte hatte schon vor einigen Minuten geläutet, und von den Personen, die sich noch im Zimmer befanden, hatte sich eine nach der anderen entfernt.
„Wir sind ja ganz allein geblieben!“ rief die Gräfin plötzlich.
„Haben Sie nicht läuten hören? Die anderen sind alle bei Tische.“

„Ist Ihre Geschichte zu Ende?“
„Ja, gnädige Frau.“

„Dann thun wir es also den anderen gleich. Wollen Sie mir Ihren Arm geben?“

Nach dem Essen zog die Gräfin sich in ihr Zimmer zurück, um in einem bequemen Sessel am Fenster zu ruhen.

„Mama, gehst Du nicht hinunter?“ fragte eine elegante junge Dame aus dem Nebenzimmer, die sich eben vor dem Spiegel das Haar zurechtzupfte.

„Geh' nur voran, ich komme später nach.“

„Auf Wiedersehen, Großmama!“ riefen zwei hübsche Kinder zwischen zehn und zwölf Jahren der Gräfin zu und küßten sie.

„Der Professor hat recht,“ dachte die Gräfin, als sie allein war — ihm würde es heute nichts nützen, wenn er wüßte, wer ich bin. Aber auch er, lieber Gott, wach ein Unterschied! Und er hat nichts bemerkt! — Ja, man fängt an, alt zu werden.“

Rachdruck verboten.

Kommendes Glück.

„Und blinkt erst der Trauring an Deiner Hand,
— Juchheißa, ach wär' es schon heut'!
Dann klingen die Glocken durch's ganze Land
Im seligsten Hochzeitsgeläut'.“

Dann bist Du die lieblichste Frau, mein Schatz,
— Juchheißa, wir zieh'n uns zurück!
Und suchen uns beide den heimlichsten Platz
Und das allerheimlichste Glück!

In Tirol, in Tirol, wenn die Traube reift,
feinslieb, da weiß ich ein Haus!
Und wenn uns Sorge und Trübsal streift,
Juchheißa, wir lachen sie aus!

friz Döring.

Rachdruck verboten.

Der Internationale Frauen-Congress in London.

Von Henriette Jastrow.

Er zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen? Von den Ufern des Mississippi und von der schönen, blauen Donau strömten sie herbei, aus dem Lande des Himalaya und aus Chinas Mauern kamen sie in ihren malerischen Trachten: Canada, Neu-Seeland, Victoria, West-Australien, Capstadt, Persien, Argentinien, sogar Island und Palästina hatten Abgeordnete entsendet, und daß Nord-Amerika stark vertreten und die europäischen Staaten fast vollständig erschienen waren, bedarf kaum der Erwähnung. Es war in Wahrheit ein internationaler Congress, welcher sich in London zusammengefunden, um vom 26. Juni bis 5. Juli zu tagen. Der numerische Erfolg übertraf alle Erwartungen. Den offiziellen Delegirten aus den verschiedenen Staaten waren zahlreiche andere gefolgt, die aus persönlichem Interesse an dem Congress theilnahmen, und namentlich aus England strömten sie in Scharen herbei. Die Versammlungen waren öffentlich, und jeder konnte durch Erwerbung einer Eintrittskarte für 7,50 Mark Congress-Mitglied werden. Nicht weniger als 2500 Karten wurden vorausgibt und — benutzt, denn von Anfang bis zu Ende waren die Versammlungen überfüllt.

Den Anlaß zum Congress gab die statutenmäßige Zusammenkunft des internationalen Frauenbundes. Das ist eine Vereinigung, welche die Föderationen von Frauenvereinen der verschiedenen Länder zusammenfaßt und, ohne auf Programm und Arbeitsweise der einzelnen Föderationen einwirken zu wollen, den Frauen-Organisationen der verschiedenen Länder Gelegenheit giebt, mit einander zu verkehren und in großen, gemeinsamen Fragen zusammenzusehen. Daß diese Art der Zusammenfassung zu einem internationalen Bunde, welche den einzelnen Föderationen völlige Unabhängigkeit gewährleistet, das Richtige ist, scheint durch die Einmüthigkeit bewiesen, mit welcher die Delegirten auf der gegebenen Grundlage gemeinsam arbeiteten. Aber nicht die Arbeit des Bundes in den stillen Sitzungen war es, was das Publicum interessirte, es war der Congress, der anzog. Und er bot wahrlich eine Fülle, oder, — nehmen wir die Kritik, mit welcher wir nicht zurückhalten können, vorweg, — eine Ueberfülle von geistiger Nahrung, mit der unaussprechlichen Folge, daß an Niemand nur genippt werden konnte. In den vier Sectionen „Erziehung“, „Frauenberufe“, „Soziale Fragen“, „Politik“, verbergen sich einfach so ziemlich alle Probleme der Gegenwart. Für diese Gruppen waren dann Unter-Sectionen gebildet, und nicht weniger als sechzig Meetings an Vor- und Nachmittagen wurden abgehalten, und dazu noch vier öffentliche, d. h. jedermann unentgeltlich zugängliche Abend-Versammlungen. Nahezu 300 „Sprecher“ waren gewonnen worden, zum Theil die kompetentesten Personen auf den verschiedenen Gebieten, ohne Ansehen des Geschlechts. Auf dem „vorläufigen“ Programm stand sogar der Erzbischof von Canterbury in friedlicher Eintracht neben einem weiblichen „Amtsbruder“ aus Amerika, the Rev. Anna Howard Shaw. In dem späteren, definitiven Programm stand der weibliche Amtsbruder ohne den Erzbischof. Zur Bewältigung des ungeheuren Programms hatte man sich in drei verschiedene Gruppen theilen müssen. Das Haupt-

quartier war in Westminster Town Hall aufgeschlagen, in der Nähe des Parlaments, gleichsam als Wahrzeichen, daß auch der Einzug in dieses Allerheiligste den Frauen vielleicht nicht mehr so fern sei. Wer sich für Erziehung und für Frauen-Berufe interessirte, brachte seine Tage in Westminster Town Hall zu. In beiden Gruppen wurde viel Neues und Interessantes vorgebracht, die Frauen-Berufe z. B. waren nicht nur in den mehr oder weniger landläufigen Gattungen praktisch vertreten, sondern auch die etwas abseits liegenden Gebiete, wie Theologie und Architektur, fanden Repräsentanten aus dem wirklichen Leben. — Die sociale Gruppe hatte sich in Church House, in noch bedrohlicherer Nähe des Parlaments, heimlich gemacht. Armenpflege, Auswanderung, Temperenz, die Moralkrage, Gefängnisse, Rettungswerte, Besserungs-Anstalten, das stand hier auf dem Programm, und daneben wurde die Ethik der Vergnügungen besprochen, die Frau als Club-mensch z. z. In St. Martin's Town Hall, am Trafalgar Square, der schon Zeuge so mancher Vorläufer der Besserung in den Lebensbedingungen des „vierten Standes“ war, wurde die Arbeiterfrage behandelt. Fabrik-Gesetzgebung für Frauen und Kinder, Fabrik-Inspection, Gewerkschaften, die Dienstbotenfrage, Genossenschafts-Küchen, das Heim als Werkstatt betrachtet, das waren die Haupt-Themata hier. — Womit sich die politische Gruppe — ebenfalls in St. Martin's Town Hall — beschäftigte, ist nicht schwer zu errathen; es ist das A und das O der Frauenbewegung, das Wahlrecht, die politische Bevormundung der Frau. Unter den 2500 Congress-Teilnehmern würde sich kaum ein Duzend derer zusammengefunden haben, die von der fundamentalen Wichtigkeit dieser Forderung nicht durchdrungen gewesen wären. So war es denn kein Wunder, daß die öffentliche Abend-Versammlung in Queen's Hall mit dem „Frauen-Wahlrecht“ auf dem Programm einen demonstrativen Erfolg hatte. Eine andere öffentliche Versammlung war zu Gunsten der Friedensbestrebungen einberufen. Frau Vertha von Suttner, die dazu erwartet wurde, konnte leider nicht erscheinen, weil sie erkrankt war, aber ihr Vortrag wurde verlesen, und die Absendung einer Sympathie-Rundgebung nach dem Haag beschlossen.

Die Wappunkte des Congresses bildeten die Verhandlungen über Erziehung und Frauenberufe, und unter den letzteren wieder waren die Untergruppen „Literatur“ und „Drama“ die anzusehenden. Hier wurde auch der Höhepunkt von Ueberfüllung erreicht, und der bekannte Apfel konnte wieder einmal nicht zur Erde fallen. Praktischer fand man sich mit der Ueberfüllung bei der Versammlung ab, welche die ethische Seite der Lohnfrage zum Gegenstand hatte und „gleichen Lohn für die Frau bei gleichen Leistungen“ forderte. Man richtete für den Ueberstrom der Zuhörer noch einen anderen Saal her, in welchem die Vorträge wiederholt wurden.

Daß die Congress-Teilnehmer eine müßige Zeit gehabt hätten, kann keiner behaupten. Tag für Tag, in Hitze und Regen, pilgerten sie nach ihrem Meßta und hielten tapfer aus, manchmal in geradezu tropischer Temperatur. Und neben der Arbeit, welche Fülle von Vergnügungen war da zu bewältigen. Ganze Stöße von Einladungen fanden die Delegirten bei ihrer Ankunft vor. Der Begrüßungs-Empfang in „Stafford House“, dem Palast des Herzogs von Sutherland, imponirte den Fremden nicht wenig. Die hübsche Herzogin von Sutherland, eine junge, reizvolle Erscheinung, und die stattliche Lady Aberdeen, die Präsidentin des Congresses, machten die Honneurs in diesem wunderbar prächtigen Hause, in dessen Hallen und Galerien man sich nach Rom verlegt glaubt. Dann war ein „at home“ (die deutschen Delegirten saßen an der Spitze der späten Stunde, 9^{1/2} bis 12 Uhr abends, für diese gesellschaftlichen Funktionen) bei Lady Watersea mit etwa tausend Gästen, ein „at home“ bei der Gräfin von Warwick, eine Dampfer-Partie die Themse entlang, eine Thee-Gesellschaft auf der berühmten Terrasse des Parlaments-Gebäudes, eine „garden-party“ im bischöflichen Palast zu Fulham, welche, so schön sie war, noch von dem Gartenfest übertroffen wurde, das Lady Rothschild dem Congress auf ihrer Besitzung Sunnersbury Park bot. Bis in jedes Detail hinein, — bis zum Eisenbahn-Billet 1. Klasse, welches jeder der 2500 Einladungen beilag, — war bei dem Rothschild'schen Fest alles vortrefflich arrangirt, und es erschien den fremden Gästen geradezu märchenhaft.

Zum Abschied kam dann wieder einer jener Abend- oder Nacht-Empfänge bei Lady Aberdeen, und als alles schon vorüber war, ließ sich sogar die Königin herbei, die Delegirten zu empfangen, und der Thee in Windsor Castle war ihnen ungeheuer eindrucksvoll. Dies alles sind mir die größeren und officiellen gesellschaftlichen Funktionen. Dazu kamen noch unendlich viele Einladungen von Instituten, Vereinigungen und Privatpersonen, und die zahlreichen Frauen-Clubs, welche den deutschen Gästen besonders imponirten, weitestens darin, Gastfreundschaft zu üben. Sämmtliche Delegirte und Sprecher waren als Gäste bei Londoner Mitgliedern untergebracht, was gewiß in einer Stadt wie London keine Kleinigkeit ist, und nur eine Stimme des Lobes herrschte unter den Theilnehmern über die englische Gastlichkeit, die auf dem Continent so oft verkannt wird. Dagegen waren die Einheimischen der Bewunderung voll über die Hofsaft, daß, — bis auf einige französische und italienische Ausnahmen, — alle Gäste sich der Landessprache bedienten. Man hatte vorzüglich Dolmetscher vorgelesen, welche aber fast keine Gelegenheiten hatten, in Thätigkeit zu treten, was den Verkehr außerordentlich erleichterte.

Die Leffentlichkeit begleitete das Ereigniß mit wohlwollendem Interesse. In der berühmten Westminster-Abtei wurde ein eigener Gottesdienst für die Congress-Mitglieder veranstaltet, und an dem zwischen den Meetings liegenden Sonntag wurde in vielen Kirchen des Congresses und seiner Bestrebungen gedacht. Die Tageszeitungen brachten täglich spaltenlange Berichte und hielten namentlich nicht mit der Anerkennung zurück, daß die Frauen es bewiesen haben, einen großen Congress leiten zu können. Das ist auch zweifelsohne der Fall. Die Präsidentin, Lady Aberdeen, bewies Umsicht und Tact, und durchweg wurden die Versammlungen mit Sachlichkeit und, — was nicht zu unterschätzen ist, — mit Pünktlichkeit geführt. Pünktlich zur Minute (ein „academisches Viertel“ ist hier unbekannt) wurde begonnen, kein Redner durfte seine Zeit überschreiten, und zur seigegepten Zeit, fast zur Minute, wurde jedes Meeting geschlossen. Ein „Handbuch für den Internationalen Frauen-Congress“ gab den Theilnehmern Aufschluß über alles Mögliche, bis zu Restaurants und Thee-Häusern in der Nähe der Vortrags-Hallen; zugleich enthielt es die Adressen sämmtlicher Congress-Mitglieder, sodas es auch für die Zukunft ein werthvolles Adressbuch von Women Workers all over the world bildet. Noch mehr Anklang fand

Lady Aberdeen's originelle Idee eines illustrierten kleinen Albums „Who's who at the International Congress of Women.“ Da fand man die Bildnisse der Delegirten und Sprecher mit kurzen biographischen Notizen, und es war gar prächtig, die Leute eifrig das Büchlein studiren zu sehen, wenn ein neues Gesicht auf der Plattform erschien.

Und bei alledem vernachlässigten die so ernst arbeitenden Frauen keineswegs ihr Aeußeres. Bei den gesellschaftlichen Arrangements sah man zum Theil geradezu entzündende Toiletten, aber auch bei den Sitzungen verschmähte man es nicht, in geschmackvollen Kleidern zu erscheinen. Derjenige, der sich eine Schar von bittern, fanatischen Reformern, spartanischem Geschmacks huldigend, vorstellte, würde sich irren. Frisch und lebenslustig waren sie, getragen von dem Gefühl der Zusammengehörigkeit im Dienste einer guten und großen Sache, und davon durchdrungen waren sie, daß es nicht ein Geschlecht, ihr Geschlecht, nur ist, für das sie eintreten, sondern, daß es sich um das Wohl der Menschheit handelt.

The woman's cause is man's: they rise or sink together, dwarf'd or godlike, bond or free.

Diese Worte Tennison's drücken den Geist aus, der den Internationalen Frauen-Congress beherrschte.

Giftigkeit des reinen Wassers.

Daß reines Wasser giftig sein soll, wird den meisten Leserinnen wohl ziemlich ungläublich vorkommen, und doch verhält es sich in der That so. Nur muß man nicht unser Trinkwasser für reines Wasser ansehen; denn solches ist es in der That nicht, und zwar zum Glück für uns. Unter reinem Wasser hat man vielmehr chemisch reines oder destillirtes Wasser zu verstehen, und auch dieses ist in vielen Fällen nicht völlig rein. Wer aber einmal reines, destillirtes Wasser getrunken hat, wird schon nach dem Geschmack desselben nicht begierig sein auf eine zweite Probe, und außerdem bewirkt dasselbe Uebelkeit und Magen-Katarrh. Ein sehr reines Wasser erhält man durch Schmelzen von Natureis, und dies ist unter Umständen viel reiner als abgekochtes, destillirtes Wasser. Das Schmelzen von Eisstückchen ist daher keineswegs gefahrlos, sobald dieses Eis wirkliches Natureis ist. Kunsteis aus destillirtem Wasser wird vom Magen besser vertragen, weil es meist nicht so rein ist als Natureis, sein Schmelzwasser ist dem Trinkwasser ähnlicher. Die giftige Wirkung des absolut reinen Wassers beruht darauf, daß es den Geweben Salz entzieht und zur Quellung derselben führt. Diese Thatsache macht es auch verständlich, weshalb im Hochgebirge Schnee- und Gletscherwasser, ja das Wasser mancher klaren Gebirgsbäche als gefährlich bezeichnet wird und wirklich krankmachend wirkt. Im Publicum ist vielfach die Meinung verbreitet, dieses Hochgebirgswasser sei für den Magen gefährlich wegen seiner Kälte. Nichts ist irriger als diese Meinung; die Gefährlichkeit jenes Wassers beruht vielmehr lediglich auf seiner Reinheit. Einen merkwürdigen Beleg hierfür liefert ein seit Jahrhunderten als „Gistbrunnen“ bezeichnete Brunnen in Gastein. Niemand trinkt dessen Wasser, aber vergeblich haben die Chemiker es auf Gifte untersucht; nichts dergleichen fand sich je darin vor, vielmehr mußte man dem Wasser eine besondere Reinheit zuerkennen. Jetzt wissen wir nun, daß gerade diese Reinheit des Wassers die Ursache seiner krankmachenden Wirkung ist.

Das kostbarste Metall.

Das Gold bildet in den meisten Staaten den Maßstab, nach welchem der Werth jedes anderen Stoffes geschätzt wird; allein die Meinung, es sei auch das theuerste aller Metalle, ist nicht zutreffend. Gegenwärtig giebt es etwa sechsundzwanzig Grundstoffe, die kostbarer sind als Gold (wobei von den Edelsteinen ganz abgesehen wird). Das theuerste Element ist zur Zeit das Gallium, ein Metall, welches 1875 chemisch zuerst nachgewiesen wurde. Es kommt nur in äußerst geringen Mengen vor, hat einen bläulich-weißen Glanz und sein Werth wird von kompetenter Seite auf 630,000 Mark pro Kilogramm geschätzt. Ein Kilogramm dieses Metalls ist aber auf der Erde noch niemals zusammengebracht worden! Nach ihm kommt das Vanadium, dieses ist schon erheblich billiger, denn sein Preis wird auf 99,000 Mark pro Kilogramm geschätzt. Hierauf folgt das Rubidium mit etwa 90,000 Mark Werth pro Kilogramm, während Lithium auf 45,000 Mark geschätzt wird. Für ebenso theuer gilt das Calcium, welches den Hauptbestandtheil des gewöhnlichen Kalkes bildet. Um es aber aus diesem als reines Metall abzuscheiden, bedarf man außerordentlicher technischer Hilfsmittel; im Handel ist es überhaupt schwerlich zu haben, da es sich vor dem Licht sofort verändert. Das Indium ist auch noch sehr kostbar, denn es wird



Der Laate-Fos in Hardanger.

auf 50,000 Mark pro Kilogramm bewerthet. In ähnlicher Preislage finden sich noch viele andere Metalle, und zwar eben wegen ihrer Seltenheit. Hierher gehören: Tantalum, Didymium, Niobium, Titanium und ähnliche Stoffe, die man so leicht nicht zu Gesichte bekommt. Am nächsten im Preise kommt dem Golde das Chrom, welches seinen Namen daher hat, daß alle seine chemischen Verbindungen sich durch schöne Farben auszeichnen. Sein Preis stellt sich pro Kilogramm auf 4500 Mark, es ist also noch immer 1 2/3 Mal so theuer als Gold, da dieses 2750 Mark pro Kilogramm kostet.

Unsere Kinder.



Lieber Onkel!

Hier schicke ich Dir ein Bild von meinem Schwesterchen. Sie kann Dir nicht selbst schreiben, denn sie ist erst vier Jahre alt. Findest Du sie nicht niedlich? Sie wird Dita gerufen, heißt aber Marie, und wie sie auf dem Bilde ist, so hat sie ausgesehen, wie sie Papa zum Geburtstag gratulirt hat.

Viele Grüße.

Porto Allegre.

Dein

Rudolf Jofetti.

Die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ bei den Hindu's.

Zu dem Bilde auf S. 111

Unsere Leserinnen werden sich gewiß noch an jenes kleinen Fremden-Gusti aus Deli (Sumatra) erinnern, dessen Bild wir in Heft 20 des vorigen Jahrganges veröffentlichten, wie er im Longshirt liegt und unsere Zeitschrift eifrig studirt. Gusti sagte, wie er selbst sagte, sehr, weil darin sind, „Lantien“ (sehr viele) Lantien und wenn er irgend Gelegenheit hat, sucht er für eine Anzahl Hefte zu den mächtigen. So sah er eines Tages unter einer Baumstaupe zu den Füßen seiner Mutter und unterhielt sich wiederum mit den „Lantien“, als die Mutter abgerufen wurde. Gestalt hinterher. Dieser Augenblick benutzte er zum Hausstande gehörige Farbige, die schon längst aus der Ferne sehnsüchtig die Blicke auf die Bilder geworfen hatten, um ihre Neugierde zu befriedigen. Giltig kamen die dunkelbraunen Gestalten, dunkel wie gebrannter Kaffee, herbei, es waren eine holländische Kings'sche Frau (Hindu) und deren Tochter, — und nahmen ein Heft zur Hand. Und obgleich die Kings von Stählen keinen Gebrauch machen, setzte die Mutter sich doch sogleich auf den Stuhl, wobei sie freilich nicht wußte, was sie mit ihren Füßen anfangen sollte; er wollte es der europäischen Dame doch in allen Stücken nachmachen. Erst starrten beide verständnißlos auf die Bilder, dann ging ihnen ein Licht auf, und schließlich waren sie vertieft, daß sie gar nicht merkten, wie der Hausherr ein Photographie von ihnen aufnahm. Wir glauben unseren Leserinnen dieses Bild nicht vorenthalten zu sollen, da diese unter neuesten Freundinnen ein so ganz anderes Aussehen haben als alle anderen. Schade nur, daß wir nicht auch ihre Unterhaltung wiederzugeben vermögen, welche Leserinnen hätten gewiß manches Werthvolle daraus entnehmen können. Einiges hat der Herr aber doch festgehalten; so meinte die Frau, es würde die europäischen Damen viel besser kleiden, wenn sie auch im Nasen mit Ringen schmückten und in die Ohren große Schmuckstangen steckten. Die Ohrläppchen seien bei dazu da, um große Löcher hindurchzubohren, und diese gehörten große Ringe und dergleichen. Die Tochter pflichtete ihr bei und fügte noch hinzu, die Schuhe seien doch recht überflüssig, weshalb trage man Ringe um Knöchel und an den Zehen, man könne ja dann gar nicht sehen. Und dann die Kleider, solche Farben gefielen ihr gar nicht! Das meinte die Mutter auch. — Die Kings haben nämlich, wie die Völker des Ostens, eine große Vorliebe für grellschreiende Farben, ebenso schätzen sie Schmuckstücke sehr hoch. Wie auf unserem Bilde zu sehen ist tragen die Frauen nicht nur Schmuck in Nase und Ohren, und zwar goldenen, sondern sie haben auch silberne Ringe um die Fußknöchel und sogar Gold an den Zehen. — Ob wir in unserer Zeitschrift in Zukunft etwas Rücksicht auf den Geschmack unserer neuen Freundinnen nehmen? —

Redactions-Post.

Frau von S. in Hamburg. — Der Name Croatia hat seinen Ursprung von den Halbstämmern der Kroaten, die unter Ludwig XIV. in Frankreich ein Fremden-Regiment bildeten. Die Halbbekleidung ging in die französische Mode über und wurde *cravato* genannt, woraus später *cravate* entstand. — Die Kings sind kleine Münzen, die — im Gegensatz zu den Hohlkronen — auf beiden Seiten geprägt sind und zuerst im dreizehnten Jahrhundert vorkommen. Im mittelalterlichen Latein heißt der Pfennig *denarius grossus*, woraus das deutsche Groschen entstanden ist.

Gertrud W. in Hamburg. — Der Ausspruch: „Die Frau zu ehren ist eine Schuld, zu der jeder Ehrenmann von Gott an verpflichtet ist,“ rührt von Lope de Vega her.

Junge Dichterin in Vieguth. — Wir möchten nicht ungenutzt erscheinen, deshalb fordern Sie keine Beurtheilung Ihrer Gedichte von uns; druckreif sind sie nicht.

Helene St. in Rossau. — Sie unterrichten Sie über Ihre Fragen am besten durch das Buch: „Werden und Vergehen von Carolus Sterne, von welchem jetzt im Verlage von Gebel, Verleger in Berlin eine sehr schön ausgestattete Lesefassung“ gegeben erscheint.

Marie v. S. in Lemberg. — Wir bedauern sehr, Ihnen nicht helfen zu können, aber das Thema hat so wenig Interesse für Frauen, daß wir einen ausführlichen Aufsatz darüber nicht veröffentlichen können.

Hausfrau in Regensburg. — Der Genuß des Obdies ist gewiß zu empfehlen, aber sich gänzlich davon zu ernähren, geht doch nicht. Sie werden dies aus Nachstehendem leicht ersehen: Ein Mann hat in mittlerer Arbeit zu seiner Ernährung so viel Eiweißstoff in vierundzwanzig Stunden nöthig, als in achtzehn Eiern enthalten ist (118 Gramm). Würde er sich nun mit englischen Reinetten ernähren, so müßte er täglich achtzig bis hundert Reinetten zu sich nehmen!